

Mit der Faust durch die Wand

In „Fighting Like a Woman“ begegnet Andrea Böhm schlagenden Frauen vieler Milieus. Ihre von Solidarität getragenen Beobachtungen verklären nichts, sind aber ein deutliches Bekenntnis zu einem physischen Feminismus

Von Alina Schwermer

Es geht hemdsärmelig zu in „Fighting Like a Woman“. Viel Zeit verbringt das Buch im Schweißgeruch kleiner Gyms, bei Kämpfen in schmutzigen Hinterhöfen oder Selbstverteidigung in Armenvierteln. Es wird gewürgt, geworfen und geschlagen, Blut spritzt auf den Notizblock der Autorin. Und oft kämpfen hier Frauen aus Klassen, die der bürgerlich-linken Leserschaft vielleicht eher fremd sind – und trotzdem oder gerade deshalb etwas feministisch bewegen.

„Fighting Like a Woman“ ist in gleichen Teilen theoretischer Diskurs über Frauen und Körperlichkeit wie engagierte Reportagensammlung. Journalistin Andrea Böhm, die angenehmerweise selbst viel von Kampfsport versteht und Judo, Taekwondo und Kali betreibt, begnügt sich nicht mit Nachdenken vor dem Notebook, sondern besucht schlagende Frauen vieler Milieus von Mexiko über Kenia bis Thailand – ohne sie zu exotisieren, mit solidarisch-kritischem Blick.

„Gegenwärtiger Feminismus hat mitunter eine seltsame Scheu vor Gewalt“



Showdown auf dem Sofa: Wrestlerin Juliza trainiert die Tricks für den neuen Kampf in häuslicher Umgebung
Foto: Diana Bagnoli/laif

Vielfach trainiert sie auch selbst mit.

Die Hauptthese dieses sehr leistungswerten Buchs: Es ist nicht per se emanzipatorisch, wenn Frauen das männliche Gewaltmonopol brechen. Aber echte Gleichberechtigung wird erst möglich, wenn Frauen es brechen. Und dabei körperliches Empowerment nicht den Rechten überlassen.

Tatsächlich hat gegenwärtiger Feminismus mitunter eine seltsame Scheu vor dem Thema physische Gewalt. Kampfsportelnde Frauen gelten als hip, aber Gewalt auch schnell als proletenhaft und männliche Übermacht als Fakt. Dass Frauen mit den richtigen Techniken körperlich auf Augenhöhe sind? Das erscheint wie eine Utopie. Medien, beschreibt Böhm richtig, erzählen Frauen eher als Opfer denn als wehrhaft. Und wo die Grenze zwischen Selbstermächtigung und Reproduktion der Verhältnisse verläuft – bei trumpfrendlichen Kampfsportlerinnen in maroden Industriestädten, Soldatinnen oder Frauen mit Lust an der Aggression – auch das ist vielen feministischen Theoretikerinnen vielleicht nicht so nahe. Andrea Böhm interessiert das.

Die Frage, ob körperliche Aufrüstung hilft oder nur Gewalt reproduziert, wird in Kampfsportkreisen gerade angesichts des Neofaschismus viel und kontrovers diskutiert. „Fighting Like a Woman“ handelt die Frage nicht explizit, aber positioniert sich klar für physischen Feminismus. Das ist streitbar, aber schlüssig argumentiert, mit einem Parforceritt durch die Menschheitsgeschichte kämpfender Frauen, von nomadischen Kriegerinnen über die Bedeutung von Jiu-Jitsu für die Sufragetten bis zu körperlicher Sicherheit für trans

Frauen im Muay Thai. Manchmal ist der Bogen dabei ein bisschen groß. Nicht jeder schnelle Schlenker von Marlene Dietrich bis Andrew Tate funktioniert, weil zwangsläufig oberflächlich abgehakt werden muss. Und viele der im Buch vorgestellten Sportfiguren – von der englischen Boxpionierin Elizabeth Wilkinson über mexikanische Luchadoras bis zu Zeina Nassar, der Boxerin mit Hidschab – sind für themaaffine Leser:innen nichts Neues.

Die große Stärke von „Fighting Like a Woman“ ist also vielleicht nicht so sehr die Kampfsportgeschichte. Sondern der wahrhaft globale Blick, ausgearbeitet in exzellenten Vor-Ort-Reportagen. Und eine sehr kluge Ambivalenz. Andrea Böhm hat in zahlreichen Ländern als Auslandsberichterstatteerin gearbeitet, und diese Erfahrung kommt ihr im Buch zugute. Sie ist nicht die erste Person, die zu Lucha Libre schreibt,

aber sie versteht es, das Leben von Frauen in der patriarchalen Gewalt-hochburg Ciudad Juárez so plastisch zu erzählen, wie nur wenige es vermögen. Sie erzählt trittsicher ohne Idealisierung oder Herablassung. Und sie findet Projekte und Protagonistinnen, die im Kopf bleiben. „Fighting Like a Woman“ bleibt dabei differenziert. Mit naiven westlichen Heldinnenerzählungen wie jenen über die weibliche Elitetruppe der Agojie in Benin – die auch brutale Sklavenjagden betrieb – oder über Feminismus bei der PKK kann Böhm nichts anfangen. Ihre Reportagen legen stets sorgsam mehrere Ebenen frei. Am Ende geht es der Autorin vor allem um ein Plädoyer für neue Körperlichkeit. Diese Geschichte ist auch ihre eigene Lebensgeschichte. Das Verlernen des weiblichen Sich-klein-Machens, die Freude daran, Raum einzunehmen und sich wehren zu können. Und

die Überzeugung, dass das männliche Gewaltmonopol auch nur ein Narrativ ist.

Den vielleicht nachhaltigsten Ansatz zur Überwindung dieses Narrativs findet Andrea Böhm in Kenia. Dort berichtet sie vom Projekt Ujamaa Africa, das an allen öffentlichen Schulen Selbstverteidigungskurse für Mädchen durchgesetzt hat. Und Kurse zu kritischer Männlichkeit und Einschreiten bei Gewalt für Jungs. Was für eine Idee. Auswertungen bescheinigen Teilnehmerinnen ein um 50 Prozent geringeres Risiko, Opfer einer Vergewaltigung zu werden und den teilnehmenden Jungen, dass eine Mehrheit ihre Einstellung gegenüber Frauen und Mädchen geändert habe. Auch da bleibt Böhm skeptisch, was das angesichts der immer mächtigeren Tiktok-Mannosphäre wirklich verändert. Aber irgendwo muss man ja anfangen.



Andrea Böhm: „Fighting Like a Woman. Die Geschichte der Frauen, die zurück-schlagen“. Rowohlt Verlag, München 2026, 272 Seiten, 24 Euro

Revolution aus dem Toilettenhäuschen

Von Hamburg bis Málaga: Der Sammelband „Mikropolitiken“ stellt geglückte und gescheiterte Interventionen für ein Recht auf Stadt vor

Von Amanda Böhm

Als der marxistische Soziologe Henri Lefebvre 1968 in „Le droit à la ville“ („Das Recht auf Stadt“) beschrieb, wie Städte immer trostloser und nach neoliberalen Prinzipien organisiert wurden, wodurch soziale Partizipation und Urbanität eingeschränkt wurde, da trafen seine Äußerungen einen anderen politischen Zeitgeist. Die Siebziger, das waren die wilden Jahre, als ganze Straßen besetzt wurden, als Ton Steine Scherben den „Rauch-Haus-Song“ schrieben, als Lefebvres Forderung nach „Recht auf Stadt“ wie eine Prophezeiung klang. Die Krise der Stadt, die er beschrieb, ist geblieben. Womöglich hat sie sich sogar verschärft: rasant steigende Mieten, Verdrängung, fehlende soziale Infrastruktur treffen auf eine von den multiplen Krisen der Gegenwart ausgebrannte radikale Linke. Ist der Kampf um das „Recht auf Stadt“ also vorbei?

Ein kleines silbernes Buch erinnert daran, dass dem nicht so ist. „Versammlung der Mikropolitiken“ heißt es, veröffentlicht in dem kleinen Hamburger Verlag Adocs und benannt nach der tatsächlichen Versammlung der Mikropolitiken im August 2023. In einem besetztem Toilettenhäuschen im Hamburger Stadtteil Rothenburgsort kamen damals Aktivist*innen zusammen, um über Stadtteilkämpfe zu diskutieren, sich auszutauschen, in der Elbe baden zu gehen. Auf 208 Seiten kommen einige dieser Menschen nun erneut zu Wort. Vielleicht musste sich der Protest weiterentwickeln, heißt es im Vorwort. Vielleicht zeigt er sich nicht mehr wie in den Siebzigern in Form von Großdemonstrationen oder auf den Titelseiten von Zeitungen. „Aber der Aktivismus ist nicht verschwunden. Er trägt nur ein anderes Kleid.“

Ein Beispiel: Der Beitrag von Lila und Kamel, zwei Aktivist*innen aus dem Quartier Nord von Marseille,

einem Stadtteil, der Lefebvres Krise der Stadt kaum deutlicher illustrieren könnte: fehlende Verkehrsanbindungen, marode Häuserblocks, Leerstand. Und eine McDonald's-Filiale, in der Menschen unter prekären Bedingungen arbeiteten. Die Filiale wurde von Anfang an zum Schauplatz von Arbeitskämpfen. Diese Kämpfe schwappten vom prekären Norden Marseilles bis nach Zürich, London, in die USA und verbesserten die Arbeitsbedingungen von Tausenden von Menschen. Als die Filiale 2019 geschlossen werden sollte, wurde sie besetzt. Ehemalige Arbeiter*innen und Anwohner*innen eröffneten sie unter eigenen Bedingungen neu: „Wir wollen

Um eine Stadt zu durchlöchern, braucht man keine Anleitung, sondern eine Haltung

nicht nur ein einfacher Fast-Food-Laden sein. Wir wollen kostenloses soziales Essen mit viel Kultur anbieten. Das, was die Menschen eben brauchen“, heißt es in dem Beitrag. Und so wird ausgerechnet ein McDonald's-Filiale, die Verkörperung kapitalistischer (Ess)kultur, zu einem widerständigen Ort, der jenseits neoliberaler Logiken funktionieren darf. Einem Ort, der von unten her gestaltet wird, an dem Solidarität und Autonomie keine leeren Parolen, sondern gelebte Praxis sind.

„Was wäre, wenn nicht die Fantasien der Eigentümer:innen, Wohnungsbaugesellschaften oder Aktienfonds [...] entscheiden würden?“ Der Band „Versammlung der Mikropolitiken“ zeigt, dass das Recht auf Stadt weit mehr als nur eine utopische Forderung sein kann. Das Buch ist gewidmet all jenen „die täglich unsere Städte durchlöchern und diejenigen, die daran scheitern“. In zwölf Beiträgen aus Marseille, Hamburg, Ber-

lin, London und Málaga wird vom Durchlöchern und Scheitern erzählt – als praktischer Erfahrungsbericht, als theoretische Analyse, als Aufforderung. Und, vor allem: als Inspiration. Die selbst betriebene McDonald's-Filiale, das besetzte Toilettenhäuschen und andere aktuelle sowie historische Interventionen werden auf 56 Fotos und Grafiken gezeigt.

Es ist ein Buch, das gerade jetzt – zur vermutlich schlechtesten Ausgangslage überhaupt – Mut macht, weil es zeigt, dass Städte denen gehören, die in ihnen wohnen, die sie gestalten. Um eine Stadt zu durchlöchern, so betonen die Herausgeber*innen des Buches, braucht man keine Anleitung, sondern eine Haltung. Möge das Buch also Mut geben, sich zu „vernetzen, versammeln, verzahnen und verknoten“. Schließlich, so schreiben die Herausgeber*innen, geht es um „nicht weniger als die Revolution der Städte“.



Kayoung Kim, Lisa Marie Zander, Marius Töpfer, Thies Warnke (Hg.): „Versammlung der Mikropolitiken“. Adocs Verlag, Hamburg 2025, 224 Seiten, 22 Euro